

Dr. Rüdiger Maas ist Psychologe, Autor mehrerer Bestseller und Gründer des Instituts für Generationenforschung in Augsburg. Bekannt ist er für pointierte Buchtitel wie "Generation arbeitsunfähig" oder "Konflikt der Generationen", die bewusst zugespitzt formuliert sind, um Debatten anzustoßen. Mit seinem Institut untersucht er seit Jahren, wie sich Wertewandel, Digitalisierung und demografische Entwicklungen auf das Miteinander von Jung und Alt auswirken.

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Ich habe gerade ein Interview von Ihnen gelesen, in dem es um die Generation Beta und Ihren Ansatz des Reverse Mentoring¹ geht. Ich frage mich: Warum sperren sich so viele Menschen dagegen, besonders die ältere Generation?

RM: Beide Seiten sperren sich. Ich plädiere für einen Ansatz, bei dem die Jüngeren auch den Älteren zuhören und gemeinsam nach Lösungen suchen. Momentan gehen die Jüngeren oft davon aus, dass die Erfahrungswerte der Älteren nicht mehr relevant sind. Die Älteren kamen aus einer Zeit, in der ihre Erfahrungen ihnen Macht gaben – eine Hierarchie, in der man mit der Betriebszugehörigkeit aufstieg. Die Jüngeren hinterfragen, ob das Wissen der Älteren nicht vielleicht 20 Jahre lang falsch war. Dabei wird oft übersehen, dass sich auch jemand verändern kann. Es gibt eine Überheblichkeit auf beiden Seiten.

Wenn mich Leute fragen, ob es Konflikte gibt, sage ich: „Es ist eher ein Aneinander-vorbei-reden, ein unterschiedliches Wahrnehmen.“ Es ist ein zirkulärer Prozess. Gäbe es einen echten Konflikt, könnte man ihn bearbeiten. Aber hier prallen keine echten Konflikte aufeinander, sondern es gibt Missverständnisse. Deshalb plädiere ich für ein doppelt ausgerichtetes Reverse Mentoring.

Ein Konfliktthema in diesen Workshops sind digitale Anwendungen. Der Vorwurf der Älteren: Junge Leute könnten nicht mit Word und Excel umgehen. Ist das nicht ein Thema für die Schulen?

Nein. Wir hatten das ja auch nicht in der Schule. Das ist wieder ein unterschiedliches Wahrnehmen. Warum sollten die Jüngeren Word und Excel überhaupt können? Das war nie Teil ihrer Lebenswirklichkeit. Wenn Erwachsene sagen, die Jüngeren seien permanent digital, sage ich: „Ja, aber was hat das damit zu tun?“ Wer den ganzen Tag YouTube, Facebook oder TikTok nutzt, lernt nicht, mit Word und Excel zu arbeiten. Ich finde es erstaunlich, wie viel da reininterpretiert wird.

¹ „Reverse Mentoring“ bezeichnet ein Konzept, bei dem jüngere Menschen als Mentoren für ältere Generationen agieren. In diesem Ansatz können die Jüngeren ihr digitales Wissen und ihre Perspektiven auf die moderne Welt mit den Älteren teilen, während die Älteren ihre Erfahrung und Lebensweisheit weitergeben – ein gegenseitiger Austausch von Wissen und Perspektiven.

Die Jüngeren sagen dann: „Outlook und E-Mails sind veraltet, das macht niemand mehr.“ Und die Älteren glauben das sofort: „Die Jungen sind so modern, das will keiner mehr machen.“ Es führt zu Verunsicherung und Abwehr, weil die *Jüngeren* überfordert sind. Sie haben kein echtes Digitalverständnis, sondern sind nur digitale Anwender – das ist ein großer Unterschied.

Ich versuche den Älteren zu erklären, dass es früher ähnlich war: Als wir ferngesehen haben, wussten wir auch nicht, wie die Fernbedienung funktioniert, sondern nur, dass sie funktioniert. Wir wussten, dass der Sender auf „Zwei“ ZDF war, aber nicht, wie die Technik dahinter funktioniert.

Es wird viel zu viel in die Jüngeren hineininterpretiert. Und die Jüngeren bekommen das ständig gespiegelt. Wir fragen sie ständig nach ihrer Meinung: „Wie soll dein Zimmer aussehen? Wohin möchtest du in den Urlaub?“ Das führt dazu, dass sie am Arbeitsplatz auch denken: „Ich bin hier, warum soll ich das nicht dürfen?“ Auch hier liegt die Wahrheit in der Mitte. Es ist ein klassisches Aneinander-vorbei-sprechen.

Gibt es mit Blick auf die Definition von Generationen eine Grenze, bei der Sie sagen, ab hier sprechen wir von „den Älteren“?

RM: Ich halte wenig von der klassischen 15-Jahres-Einteilung. Es gibt keinen wissenschaftlichen Beleg, dass Generationen in solchen Abständen entstehen. Manche behaupten sogar, es gäbe keine echten Generationen, was ich wiederum für eine zu oberflächliche Betrachtung halte. Man muss vielmehr jedes Mal prüfen, ob eine neue Generation wirklich existiert und welche Auswirkungen das hat.

Im Kontext der Digitalisierung sieht man zum Beispiel, dass Jüngere Social Media anders nutzen als Ältere – obwohl beide Gruppen dieselben Plattformen wie YouTube verwenden. Jüngere konsumieren hauptsächlich Videos, während Ältere oft die physische Interaktion suchen, also die analogen Personen dahinter. Das führt zu unterschiedlichen Verhaltensweisen: Jüngere wechseln ein Video, wenn es ihnen nicht gefällt, während Ältere eher dazu neigen, Kommentare zu hinterlassen oder ihren Frust auszudrücken, wenn ihnen das Video nicht gefällt. Es sollen quasi alle „physischen Menschen“ mitbekommen, dass man es blöd findet.

Wichtiger als die Generationenbezeichnung sind Faktoren wie Stadt-Land, Zugang zu digitalen Technologien und Lebensphasen.

Die Einteilung in Generationen ist ein Modell, das nicht immer passt. Viel entscheidender ist, dass sich die Prioritäten mit dem Alter ändern, was wir als Lebensphasen bezeichnen sollten, anstatt sie nur einer Generation zuzuordnen.

In den Medien werden die Jüngeren – also Generation Beta oder Generation Z – oft mit Begriffen wie Generation „Lost“ versehen. Welche Generation könnte denn den Jüngeren Orientierung bieten, ihnen Vorbild sein?

RM: Das ist eine gute Frage. Das Problem ist, dass diese „Generation Lost“ nicht losgelöst von den anderen Generationen „lost“ wird. Wenn wir das Beispiel nehmen, dass die Nachwuchskräfte „lost“ sind, ist immer auch ein Teil die Verantwortung der Eltern, der Gesellschaft, der Lebenswirklichkeit, die sie vorfinden. Man kann nicht einfach sagen, dass sich die Jüngeren an einer bestimmten Generation orientieren sollen, wenn gerade diese Generation auch dazu beigetragen hat, dass sie „lost“ geworden sind.

Wenn Eltern heute keine Abgrenzungspersonen mehr sind, sondern beste Freunde, Supporter oder Berater, verändert sich die Wahrnehmung der Eltern als Vorbilder.

Ein weiterer wichtiger Punkt ist, dass Eltern heute oft viel später Eltern werden, wodurch ihre eigenen Eltern – die Großeltern – ein viel höheres Alter haben. Diese Großeltern geben Ratschläge, die oft aus einer Lebensrealität stammen, die vor Jahrzehnten war, was sie in der heutigen Erziehung wenig hilfreich macht. Deshalb suchen Eltern heute immer häufiger online nach Lösungen. Innerhalb von Minuten googeln sie widersprüchliche Ratschläge, was zu enormer Verunsicherung führt.

Die Rolle der Großeltern hat sich also ebenso gewandelt. Ihre Erziehungstipps stammen aus einer Lebensrealität von vor 40 Jahren und sind nicht mehr anwendbar. Sie werden zunehmend aus der Lebenswirklichkeit der jungen Eltern und Enkel herausgedrängt. Ihre Rolle beschränkt sich immer häufiger auf bestimmte Ereignisse wie Einschulung oder Konfirmation. Großeltern sind heute immer weniger in das alltägliche Leben integriert.

Über Jahrtausende hinweg war es so, dass Großeltern ihre Lebenserfahrungen und Ratschläge weitergaben und diese auch von den Jüngeren geschätzt wurden. Doch diese Praxis hat sich verändert. Die Unsicherheit, die heute durch das ständige Googeln oder nun auch ChatGPTn entsteht, führt zu einer Orientierungslosigkeit, die nicht nur die Jüngeren betrifft, sondern auch die Eltern *und* Großeltern. In gewisser Weise sind alle Generationen heute „lost“.

Wie kommen wir denn da wieder heraus?

Die Frage ist, ob wir überhaupt rauskommen wollen.

Jetzt stehen wir vor der Herausforderung, alle Generationen mit den gesellschaftlichen Veränderungen mitzunehmen. Über Jahre hinweg haben wir eine Gesellschaft geprägt, die keine stabilen Werte mehr vermittelt. Diese Orientierungslosigkeit ist ein Problem für uns alle.

Liegt es vielleicht am Konsum von sehr kurzlebigen Nachrichten, wie zum Beispiel Social Media?

RM: Das geht noch weiter. Ich lese jetzt, „Selenskyj hat Mitschuld am Ukrainekrieg“. Das ist ein Narrativ aus Amerika. Jetzt bin ich vulnerabel für diese Aussage und denke: „Das ist krass“. Jetzt google ich, ob das so stimmt. Ich gebe das ein und der Google-Algorithmus erkennt, was ich sonst immer gesucht habe, und bringt mir genau diese Verschwörungsnarrative. Die bringt er mir wieder, und jetzt gehe ich auf YouTube und Instagram und sehe da Belege, weil die Daten alle voneinander genommen werden. Es googelt niemand innerhalb seiner eigenen Bubble, sondern er greift auf viele Bubbles zu, und diese Bubbles korrespondieren miteinander. Im Nu habe ich einen Beleg dafür, dass es so ist.

Das ist also eine Art Bestätigungsfalle, die sich da aufbaut?

RM: Genau. Das ist das Problem. Je mehr ich google, desto oberflächlicher gehe ich mit Ergebnissen um. Es ist tatsächlich ein sehr oberflächliches Thema. Ich kriege immer nur die Bestätigung für das, was ich vorher schon dachte. Dann schaue ich mir die Kommentarliste an, wo die Hälfte Bots sind und Fake-Accounts. Die suggerieren mir obendrein, dass ich mit meiner Meinung nicht allein bin.

Insbesondere unsere Kinder werden nicht mehr dazu erzogen zu hinterfragen...

RM: Ich würde weniger bei dieser extremen Haltung ansetzen und mehr bei der Ambiguitätstoleranz. Wir müssen lernen, Mehrdeutigkeit zuzulassen.

Ich muss in der Lage sein, ein Verschwörungsnarrativ zunächst einmal zuzulassen. Es ist vielleicht nur eine Meinung, die ich dann im nächsten Schritt hinterfragen kann. Nehmen wir Edward Snowden als Beispiel: Anfangs hat auch seine Geschichte wie eine Verschwörung geklungen, aber am Ende war sie wahr. Ich muss also zunächst offen sein und dann im zweiten Schritt die Logik prüfen. Wenn ich auf einen Logikbruch stoße, muss ich ihn hinterfragen. Die Kritik sollte nicht sofort im ersten Moment kommen, sondern erst, wenn ich wirklich etwas belegen kann. Das wäre eine Fähigkeit, die man in der Schule wieder lernen sollte. Es muss fächerübergreifend gearbeitet werden.

Wir müssen lernen, wie man mit Digitalisierung umgeht, aber nicht nur durch Tablets und Smartphones, sondern auch analog, um ein echtes Verständnis zu entwickeln. Der digitale Raum sollte zur Informationsbeschaffung und -kontrolle genutzt werden, nicht als ständiges Entertainment-Medium. Momentan sind wir oft nur passive Konsumenten und keine Akteure mehr.

Ihr Institut fokussiert sehr stark auf die Jugend. Was ist mit den „Alten“?

RM: Wir schauen uns alle Generationen an! Aber die Medien interessieren sich fast ausschließlich für die Jüngeren. Das ist übrigens ein interessantes Phänomen. Keiner will hören, was die über 70-Jährigen machen, obwohl sie die größte Gruppe in Deutschland sind.

Es ist auffällig, dass die Jüngeren ständig im Fokus stehen. Oft übersieht man, wie viel die ältere Generation zum Beispiel in der digitalen Welt für sich gewinnen könnte. Sie könnten auf Instagram und Facebook aktiv sein, Kontakt halten, Informationen austauschen und ihre jahrelange analoge Erfahrung mit der digitalen Welt teilen. Das würde ihre Lebensqualität erheblich bereichern.

Es ist ein bisschen wie verkehrte Welt. Die Jüngeren sind in der digitalen Welt sehr präsent, während die älteren Generationen, die eigentlich den größten Nutzen daraus ziehen könnten, übersehen werden.

Lassen Sie uns nun auf den Generationenvertrag zu sprechen kommen. Angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen stellt sich die Frage: Müssen wir überhaupt noch über das Thema Rente sprechen, wenn es langfristig keine Relevanz mehr haben könnte?

RM: Wir müssen uns fragen, warum wir noch das gleiche System wie in den 50er Jahren haben. Andere Länder haben es auch geschafft, das Rentensystem zu überdenken. Es ist eine Frechheit gegenüber den Jüngeren, die jetzt in den Arbeitsmarkt kommen, die Rente finanzieren, aber selbst nie etwas davon sehen werden. Wir wissen seit über 50 Jahren, dass das System kippen wird – trotzdem tun wir wenig, um es zu ändern. Es wird Zeit, umzudenken.

Alle sollten einzahlen, Selbstständige, Beamte etc. Auch sollten wir die Neuverbeamtung hinterfragen. Wenn wir das nicht tun, können wir das System nicht mehr aufrechterhalten. Wenn jemand sagt, das sei unfair, sage ich: „Ja, die Welt wird nie für jeden vollkommen fair sein, aber dieses System ist nicht zukunftsorientiert.“

Wir denken immer nur an die Zukunft der nächsten Generation, aber wir fragen uns nie, welche Welt wir uns allen und vor allem auch den älteren Menschen zumuten. Die Digitalisierung wird immer mehr über Apps geregelt. Für ältere Menschen, die damit nicht vertraut sind, wird das immer schwieriger. Wir müssen die Generationenethik auch von der anderen Seite her betrachten. In meiner Forschung zum Thema „sozialer Tod durch Digitalisierung“ geht es darum, dass ältere Menschen in der digitalen Welt einfach zu wenig wahrgenommen werden. Auch in den Medien finden sie – wie schon beschrieben – immer weniger statt, obwohl sie eine große Gruppe in der Gesellschaft sind.

Liegt das vielleicht daran, dass die Medienlandschaft heute zunehmend digital ist und ältere Generationen deshalb ausgeschlossen werden?

RM: Es liegt daran, dass wir als Gesellschaft diese Menschen ausschließen *wollen*. Wir schauen immer nach unten. Ein 50-Jähriger fühlt sich wie ein 40-Jähriger und interessiert sich nicht dafür, was ein 60- oder 70-Jähriger macht. Ein gutes Beispiel sind auch die Wahlen: Die Jungen haben zum Großteil AfD oder Linkspartei gewählt, und das war auch das Thema in den Medien. Aber was hat die über 70-jährige Generation gewählt? Wer hat sich dafür interessiert? Die 40- bis 50-Jährigen? Die Erstwähler, um die es gerade geht, stellen nur 3,7 Prozent der Wähler – sie haben kaum Einfluss auf das Wahlergebnis. Das ist das, was ich meine: Es ist oft nicht im Verhältnis.

Was gibt es denn an Ideen oder Ansätzen, die helfen könnten, das Miteinander zu verbessern?

RM: Es gibt mittlerweile Einsamkeitsbeauftragte. Eine Idee, die man weiterdenken könnte, wäre eine Art „Enkelkinder-Adoption“ oder „Großeltern-Adoption“. Dabei könnte man Menschen, die in Altenheimen einsam sind, fragen, ob sie Lust auf einen „Ersatzopa“ oder eine „Ersatzoma“ haben. Es gibt viele Kinder, die keine Großeltern mehr haben, und für sie könnte das eine bereichernde Erfahrung sein.

Eine andere Möglichkeit wären Workshops, in denen junge Menschen mit Tablets ins Altersheim gehen und den älteren Menschen zeigen, wie die digitale Welt funktioniert. Es gibt bereits viele Kooperationsprojekte zwischen Schulen und Altenheimen, aber es könnte noch mehr in diese Richtung passieren. Man könnte auch Ganztagschulen einbeziehen und den Schülern eine „Altenheim-AG“ anbieten. Wenn man es größer denkt, könnte man sogar eine Art „Altenpflege-Pflicht“ einführen, ähnlich wie die Wehrpflicht, um das Thema weiter zu fördern.

Aber um all das flächendeckend umzusetzen, muss es von oben gesteuert werden, weil wir in einer Zeit leben, in der solche Initiativen oft nur dann erfolgreich sind, wenn sie zentral organisiert und von der Politik unterstützt werden.

Könnte KI hier einen Beitrag leisten?

RM: Natürlich kann KI einen Beitrag leisten. Aber hier sehe ich eine Verschiebung der Verantwortung. Es gibt viele, vor allem junge Menschen, die KI als Sparringpartner nutzen. Studien zeigen, dass das tatsächlich sehr ähnlich ist wie ein echtes Sparring mit einem Menschen. Aber ich denke trotzdem, dass wir in vielen Bereichen beim Physischen bleiben sollten, zumindest noch für eine Weile.

Es ist wichtig, dass wir auch wirklich wollen, dass KI einen Beitrag leistet, und nicht nur darauf setzen, dass sie alles übernimmt.

Wir sind als Gesellschaft sehr strukturiert und brauchen Führung. Was wäre Ihr Hinweis an die Politik, um das, worauf wir jetzt zusteuern, aufzufangen?

RM: Die Politiker wissen das schon, aber sie haben momentan andere dringende Aufgaben, wie den Ukraine Konflikt. Sie sind nicht darauf ausgerichtet, in 20- oder 30-Jahre-Schritten zu denken. Die Grünen haben das mal probiert, als sie auf die Notwendigkeit einer Umstellung bei E-Autos und Heizungsgesetzen hingewiesen haben, aber es hat viele nicht mitgenommen.

Wir haben diese „German Angst“, die Sicherheit und Stabilität fordert, und so wurden in der Vergangenheit oft der konservative und bewahrende Weg gewählt.

Das liegt auch daran, dass wir als Wähler darauf vertrauen, dass alles so bleibt, wie es ist, weil es sich nicht schlimm anfühlt. Politiker wiederum wissen, dass sie sicher sind, wenn sie den Mainstream bedienen. Ein Beispiel: Kohl sagte damals, dass die Wiedervereinigung den Westen keinen Pfennig kosten würde. Der Gegenpart, Lafontaine, sagte, dass es teuer werden würde. Wer wurde gewählt? Solche Konflikte haben wir oft. Politiker müssen die Menschen langsam abholen und können nicht einfach alles umkrempeln.

Hier in Deutschland fehlt zudem oft das Gefühl der Gemeinschaft und des Für-einander-einstehens, das in anderen Ländern noch vorhanden ist. Es gibt keinen gemeinsamen Nenner, auf den sich die Gesellschaft einigen kann.

Gibt es denn überhaupt Konsens – irgendwo – zwischen den Generationen?

RM: Es gibt viel Konsens. Im Grunde wollen wir alle das Gute. Es geht nur darum, wie wir dorthin kommen. Jeder will Frieden, jeder will, dass es Deutschland gut geht, aber die Wege dorthin werden unterschiedlich gesehen.

Auch zwischen den Generationen gibt es Einigkeit – jeder möchte, dass es den Menschen gut geht. Während der Coronapandemie haben junge Menschen schnell zugunsten der Älteren auf Dinge verzichtet, was zeigt, dass wir oft mehr gemeinsam wollen, als wir denken.

Konflikte entstehen meist nur bei der Frage, *wie* wir das Ziel erreichen, nicht beim Ziel selbst. In der öffentlichen Debatte wird der vermeintliche Konflikt oft praktisch genutzt, weil er uns zeigt, wo die Meinungen liegen. Wichtiger ist jedoch, dass wir miteinander reden und den Konsens nicht aus den Augen verlieren.